

Max Dauthendey

Bombay

Eindrücke von der Weltreise 1905/06

Bombays lange endlose Quailinie mit englischen Häusern und Bauten, von weitem gesehen, wirkt wie eine europäische Stadt. Das große berühmte Hotel „Taj Mahal“ sechsstöckig mit einer Riesenkuppel überragt alles. Menschen und Gepäck werden in kleinen Dampfbarken ans Land geführt, und naht man sich den granitenen hohen Quaimauern, so steht ein bunter Menschenhaufe oben....

So wie Wolken, Berge, Meere vor das dunkle Dasein Gottes geschoben sind, dahinter sich das Allwesen verbirgt, so mystisch maskiert steht plötzlich ein ganzes Volk am Ufer... Ich mußte mich an den Anblick schwacher Blumenblätter klammern, um mich wieder zurechtzufinden und mir zu sagen, daß dieselbe Erde auch hier lebt wie zu Hause... Die lächelnde heidnische Ruhe, die machtvoll aus allen Augen der Indier umgeht, legt sich wie Öl auf die hastigen nervösen Europäer. Man möchte sofort seinen Hut abnehmen und entblößten Kopfes diese Augen an sich vorbeilassen wie einen König mit Gefolge. Auf den Droschken, die uns zum Hotel fuhren, saßen fürstliche Figuren, Prinzen als Lohnkutscher und sehen weise und märchenhaft unwirklich auf Dich herab; Lastträger und Zimmerkellner gleiten im Hotel um Dich wie aus unsichtbarer Traumwelt losgelöste dunkle Wesen, das Straßenpflaster unter den Wagenrädern wird zu Kirchenfliesen. So ist das Land auf Schritt und Tritt von Religion und Götterverehrung durchhallt und vom ersten Schritt in Indien bis zum letzten verläßt Dich keinen Augenblick mehr eine übersinnliche andächtige Stimmung.

Im Hotel „Taj Mahal“ (es hat seinen Namen nach dem Grabdenkmal einer indischen Fürstin, einem der schönsten Bauwerke Indiens) fühlt man sich stattlich empfangen und prächtig aufgehoben. Man denke sich ein Treppenhaus wie eine Kirche hoch, sechsstöckig mit weißen Marmortreppen und weiten weißgranitenen Galerien, das am Meer steht. Ein kühler Mosaikfußboden war in meinem Zimmer, die Wände weißblaue kühle Kacheln, die Decke kühles Naturholz, an den Fenstern grasfarbene Fensterscheiben, die das Zimmer mit der Dämmerung einer grünen Laube erfüllten, ein weißumflortes Messingbett und kühle Mahagonimöbel ohne Polster. Wie ein kühler europäischer Baderaum wirkte das indische Hotelzimmer. Doch so oft ich auch das Wort „kühl“ wiederhole, trotz der kühlen Lage am Meer, war das Zimmer am 19. Januar ein Backofen und ich darin ein glühendes Gebäck. Frische Kragen und gestärkte Hemden zerschmolzen schon beim Ankleiden an mir. Im Speisesaal, der ebenfalls wie eine Kirchenhalle hoch, luftig weit mit allen Fenstern aufs Meer schaute, saß gleich mir eine krebsrote dampfende Menschenmenge, Damen in Musselinkleidern und Herren in weißen Tropenanzügen blendend und glühend wie eine überhitzte Sommerballgesellschaft. Nach dem „Tiffin“ (Mittagessen) schnappte man Luft in den steinernen Wandelgängen vor dem Speisesaal und sah über die Brüstung vom ersten Stock hinunter auf die Quaistraße am Meer, wo indische Zauberer Knaben in Körben verschwinden ließen immer jeden Nachmittag dieselben....

Die herrlichen breiten europäisch englischen Straßen in Bombay mit der Masse von prunkvollen Regierungsgebäuden in englischer Gotik wirken wie eine gewaltsame Behauptung und Verteidigung europäischen Geschmackes. Prunkhafter als je in irgend einer Europastadt stehen hier die mächtigsten Regierungspaläste in langen Fluchten nebeneinander aufgereiht. Alles was zu europäischem Kulturstil gehört, ist hier in übermäßigen Verhältnissen in Granit, Marmor und üppigster Ornamentik aus der Erde in die Luft hochgetrieben. Die duldsamen und dulddenden Indier gleiten an allem vorüber. Welch ein Kontrast, wenn der Wagen an den Riesenkasernen Europas vorüber hinter ein paar Rasenplätzen in das eigentliche Bombay der Indier einfährt. In einem Augenblick ist die Welt bengalisch beleuchtet. Die Gassen voll vielstöckiger, blauer, grüner und bunter Häuser sind durchwitschert und durchsummt von Stimmen und Lächeln, wie übereinandergestellte buntbemalte luftige Vogelkäfige; voll Balkons, Hängematten, Blattpflanzen, Glaskugeln, bunte Sonnenschutzdächer über jedem Fenster wie bunte Kappen. Das glänzt und brennt und wimmelt voll Farben. Kleider, Gesichter, Laternen und Blumen, Ornamente und Glaskugeln an allen Hausfronten grün und gelb und blau bis unter den Himmel hinauf. Und unten in den Straßen laufen die Farbenlappen durcheinander wie auf einem grellen Flickteppich die zusammengewürfelten Seidenlappen.

Und zwischen den Bazaren und Buden und verschnörkelten Mauern wie ein weißer Termitenbau, wie eine riesige Ananasfrucht wölbt sich der bienenkorbartige weiße Bau eines Hindutempels. Auf dem eiförmigen Dach sitzen und spielen winzige Zwerggötter buntbemalt. Die Indier lieben im Menschen das Göttliche als das Unbemerkbare, Kindliche, Unschuldige, Kleine darzustellen. Das was in uns kaum zu Wort kommt, das Unscheinbare, Zarte und Träumende, das ist dem Indier das Weltbewegende . . .

Was einem zuerst an der Straßenkleidung der indischen Frauen auffällt, ist, daß sie unverschleiert gehen und sich in einen einzigen mehrere Meter langen Schleierstreifen von Fuß bis zur Schulter drapieren. Es ist dieselbe edle Art der Drapierung wie bei den klassischen Griechinnen. Mit einem einzigen schmalen smaragdgrünen oder rosenroten oder zitronengelben Stück Schleier kleidet sich die ärmste Frau künstlerisch und vornehm. Elastisch und lautlos bewegt sie sich vorwärts. Am Fußgelenk, Oberarm, im Nasenflügel und in den Ohren glänzen der ärmsten Wasserträgerin Silberschmuckstücke. Und ihr Gang ist leise klingend und ihre Körper sind schmal und zart wie rassige Prinzessinnen, wie von Künstlern ins Leben geschnittene köstliche Gemmen, so wandeln sie in tadelloser Grazie durch die Straßen, sitzen in den Trambahnen von Bombay wie bunte Statuen aus farbigem Terrakotta . . .

Am Meerufer nah am Indischen Ozean entlang führt der große Corsoweg vorbei an prächtigen englischen Klubbhäusern und Privathäusern, in Rasenparken gelegen. Die Wagen sind alle lustig bevölkert, oft gehen acht schmale schmachtige Inderinnen in eine europäische Equipage. Die Kutscher haben als Warnungssignal eine silberne Glocke am Bock. Und statt der häßlichen Peitschenlaute klingen die silbernen trillernden Glocken. Am Meerufer geht eine Menschenmenge in bunte Schleier gewickelt wie lebende Figuren aus pompejanischen Malereien, und die Abendsonne malt Meer und Himmel pompejanisch rot und durch die Schleier rasen und rauchen Automobile und manchmal ein Vorortzug, dessen Geleise nah am Corso hinlaufen, als ob sich die Antike und Moderne hier begegnen in Frieden und weiser Eintracht . . .

Eile kennt niemand, wie die Seelen, die im Himmel und Frieden mit sich selbst leben, keine Eile mehr kennen. Und trotz der Lässigkeit wird auch fleissig gearbeitet. Da sind lange Straßen voll Kupferbuden, voll Goldschmieden, wo eifrig gehämmert und gepocht wird, Straßen voll Schuhbazaren, wo bis in die Nacht bei Kerzen an den graziösen schmalen Lederpantöffelchen und an den Samtschuhen genäht wird. Auch arbeiten in den Schneider- und Wäschebazaren in den kleinsten Buden eifrige Nähmaschinen....

Cook hatte uns durch Indien einen indischen Führer mitgegeben. Eines Tages sahen wir in einer Straße durch ein Gartentor eine große weiße und bunt gekleidete indische Gesellschaft und der Führer sagte uns, daß es eine parsische Hochzeit sei. Die parsischen Herren tragen Hüte aus einem glänzenden Lackstoff steif und geformt wie hohe Bischofsmützen. Sie sind die reichsten Leute in Bombay. Der Führer fragte die Parsen, ob wir die Festlichkeit der Hochzeit einen Augenblick betrachten dürfen, und mit tiefen Verbeugungen wurden wir in dem Garten empfangen. In einer Halle saßen an hundert parsische Damen in weiße Schleier über und über gehüllt wie keusche Vestalinnen und mit Blumen im Haar und sie waren zugleich so klug anzusehen und viele junge Mädchen trugen sogar Brillen. Man brachte einen goldenen Schaukuchen und im Garten wurden große lange Tafeln gedeckt. Es waren nur drei Minuten vielleicht, die man unter den seltsam griechisch drapierten festlichen Männern und Frauen weilte, aber am liebsten wäre ich gar nicht mehr zurück zu den Europäern gegangen, so edel feierlich wie Engel auf alten Kirchenbildern wenn auch mit Brillen, so edel weiblich und klug hatte mir die Frauenversammlung in der Halle behagt.

Bei Bombay auf einer Anhöhe, in einem Villenstadtteil am Meer, liegt ein Palmenpark. Die feuerroten Sandwege führen durch Blumenbeete und an prachtvollen Blumenvasen vorbei, weiße Treppen steigen hinauf zum Garten. Hier liegen die Totentürme der Parsen. Der blau und rosablühende Garten ist umschrien von schwarzen Aasgeiern, die wie Menschen groß durch die Luft fliegen und wie Klageweiber in den Himmel kreischen und die Luft mit gewaltigen Flügelschlägen durchsausen. Tief im Gebüsch von struppigen Palmen umstanden zeigt der weißgekleidete parsische Wächter die Türme, die weißgekalkt aus dem Tropengewirr leuchten. Auf dem Turmrand sitzen in pechschwarzem Kranz Schulter an Schulter die Geier, stoßen sich mit den Flügeln und rucken mit den kahlen Köpfen und gähnen mit den furchtbaren Schnäbeln. Die Leichen, die in den Turm gelegt werden, sind von ihnen in einer Viertelstunde blank verzehrt, nur die großen Knochen liegen und zerbröckeln in der Tropensonne schnell zu Pulver, das der Monsunregen fortwäscht. Nie darf ein Fremder sich dem Turm mehr als hundert Schritt nähern. Ich hatte mir den Garten schauerlicher gedacht. Der Ausblick auf das sonnige indische Meer, die grüne Höhe auf dem Hügel, Blumenpracht und das Landschaftsbild über Bombay und seine Tempel und Villen und Promenaden hielten alle Ungeheuerlichkeiten vom Gemüte fern. -

An einem Sonntag abend wollte ich eine indische Bajadere tanzen sehen. Ihren blauen Lumpen immer vor das Gesicht haltend und eng in den grauen Fetzen gewickelt kam die Bajadere wie eine Putzfrau herein, die mit Kindern verstecken spielt. Vier Musikanten mit riesigen senfgelben, grasgrünen und himbeerroten Turbanen mit nackten Oberkörpern gingen um sie musizierend oder hielten sich im Halbkreis im Hintergrund. Der eine schlug ein schweres Gong aus Bronze, das alle fünf Minuten gewechselt wurde, weil es heiß ge-

schlagen war, und dann reichte ihm ein Mann aus dem Parkett ein neues Gongbecken über die Rampe hinauf. Die Musik klang wie die Werkstattlaute einer Dorfschmiede und eines Böttchers. Die Tänzerin drehte und drehte sich, trippelte und verbeugte sich, ohne sich zu enthüllen. Die Füße machten kurze Stoßschritte, aber ihre Hände tanzten an den Armen und an den Gelenken wie zwei Wesen, die Gesicht und Ausdruck haben. Endlich zeigte sie unter halb gehobenem Tuch ihre Augen. Die Trommeln dröhnten heftiger, die Messingglocken, die mit einem Holzstab geschlagen wurden, klingelten hastiger und eine Flöte fistelte nervöser und betäubender. Während die eine Hand den Schleier lüftete, tanzte die andere Hand gestreckt und gedehnt, eine feine schlanke und vornehme Hand, der die Seele aus den schmalen Fingerspitzen glitt. Die Füße drehten sich nur wenig vom Platz, manchmal schüttelte ein Fuß die Schellenfußbänder aus Silber, die schwer um den Knöchel hingen. Das Mädchen drehte sich in den blauen Lumpen wie eine elegante Rauchsäule, die leidenschaftlich aufwirbelt. Auf der halbdunkeln alten Bretterbühne stand sie halb unsichtbar wie eine heiße Luftsäule, die vom Boden fortstrebt. Man vergaß ihre Ärmlichkeit, sie reckte sich wunderbar zart und edel wie eine dunkle geschmückte Metallfigur . . .

An einem schönen Morgen, der blau entfaltet über dem Indischen Ozean lag, ging ein kleines Cooksches Motorboot mit uns vom Quai ab, um uns zu einem Ausflug auf die Insel Elephanta zu bringen zum Besuch der Felsentempel. Wir saßen gequält von der Tropensonne stöhnend beieinander und fuhrten wie auf einem Grillofen durch die Morgensonne. Nach zwei Stunden landete man an der palmenbedeckten Insel, die ein grüner Hügelberg im Meer ist. Zu den Felsentempeln führt eine richtige gemütliche Wallfahrtstreppe in Stein gehauen mit massiven Geländern. Auf der Insel ist keine Ansiedlung, nur eine Palmhütte unten und eine Wächterwohnung oben bei den Tempeln. Oben geht der Weg durch Gebüsch, und man ahnt noch nicht, daß Tempel in der Nähe sind, bis man vor dem gähnenden Felsenloch, das haushoch ist, steht. Im Vorhof vor der Höhle liegen einige zerbrochene Elefantengötter, aber drinnen in den gepflasterten Sälen hängen zerbrochene Säulen ohne Sockel an den Decken, Säulen, die aus demselben Felsen, der den Tempel bildet, herausgehauen sind. Tanzende Götter in Menschengestalt drängen wie versteinertes Ballett im Relief aus allen Wänden. Liebenswertig geziert, kultiviert geziert heben sie die Kniee, verrenken sie die Arme, biegen sie die tanzenden Hände, verdrehen die Füße, sind wie Schmetterlinge geschnürt in den Taillen. Die Höhlen sind nicht tief, man geht flach vom grasigen Bergvorsprung aus hinein und das Tageslicht fällt durchs Laub draußen schimmelgrün in die Hallen. Draußen sieht man über das Meer und andere nahe Berginseln. Die Indier, die noch manchmal zum Beten auf die Insel kommen, bringen Rötelfarbe mit und bemalen den Gott, den sie unter den Tanzenden auswählen und anbeten, rot im Gesicht, daß sie ihn in der Dunkelheit besser sehen und er sie ansieht, wenn sie beten. Die roten Gesichter leuchten wie Feuerflecken von den grauen Reliefwänden, wie fleischgewordener Stein brennend von warmen Gedanken schauen die Götter glücklich und rundbäckig durch die Dunkelheit, und es ist wunderbar zu sehen, wie der indische Glaube auch noch in die Erdrinde Figuren seiner Ideale hinstellt und anbetet.

(Aus der Handschrift Dauthendeys „Cookpassagier um die Erde“, mitgeteilt von Hermann Gerstner. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Langen-Müller, der das Werk Dauthendeys betreut, und der Stadt Würzburg, die das Manuskript besitzt)